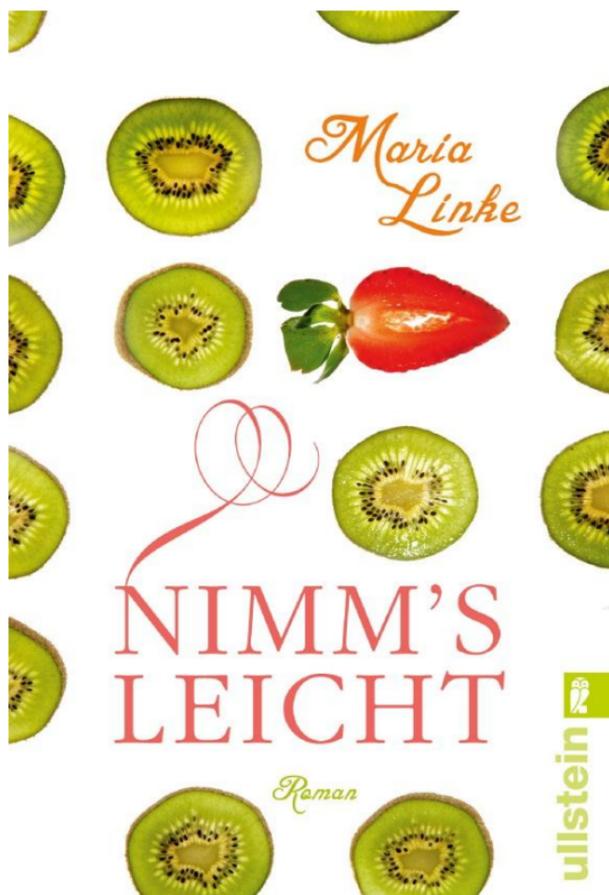


Leseprobe aus:

Maria Linke
Nimm's leicht



© 2013 by Ullstein Buchverlage GmbH, Berlin
Mehr Informationen zum Buch finden Sie auf ullstein-buchverlage.de

Maria Linke

Nimm's leicht

Roman

Ullstein

Für Andrea

1.

Das prächtige, von Balthasar Neumann entworfene Treppenhaus von Schloss Augustusburg war bis auf den letzten Platz besetzt. Die Strahlen der Abendsonne fielen durch die hohen Fenster und tauchten den Saal in goldenes Licht. Applaus brandete auf, als der junge Pianist die Treppe herunterkam und sich ans Klavier setzte. Dann wurde es totenstill, und die ersten Takte des Klavierkonzerts G-Dur von Wolfgang Amadeus Mozart ertönten.

Dani hatte einen Platz im ersten Stock direkt an der Treppe ergattert. Von dort hatte sie einen guten Blick auf den Pianisten. Allerdings saß auch sie dort wie auf dem Präsentierteller, und gerade jetzt wäre sie lieber unsichtbar gewesen. Der Raum kam ihr auf einmal unerträglich stickig vor. Eine Hitzewelle überflutete sie, und sie hatte das Gefühl, dass ihr Gesicht rot wie eine Tomate leuchtete. Der Schweiß lief ihr in die Augen, und sie bekam kaum Luft, so heiß war ihr. Die braunen Haare klebten ihr an den Schläfen, und ihre Frisur, die sie mühsam und im Schweiß ihres Angesichts über die Rundbürste geföhnt hatte, war bestimmt völlig in sich zusammengefallen. Das Herz schlug ihr bis zum Hals. Sie hielt den Blick starr geradeaus gerichtet und versuchte, sich auf die Musik zu konzentrieren, aber es half nichts. Sie musste hier raus. Sie musste dringend an die frische Luft, sonst

würde sie auf der Stelle zerfließen, aber wie sollte sie am Pianisten und an der ganzen Zuschauermenge vorbeikommen? Leise keuchend wand sie sich auf ihrem Stuhl, und dann hielt sie es nicht mehr aus. Sie sprang auf ...

Die Vormittagssonne malte Kringel auf Danis Schreibunterlage und blendete sie. Dani, die den letzten Satz der Akte schon fünf Mal gelesen und immer noch nicht begriffen hatte, hielt inne und drückte sich erschöpft die Fingerspitzen an die Schläfen. Es war erst Viertel nach zehn Uhr morgens, und sie war so müde, als hätte sie die Nacht durchgemacht. Seufzend stützte sie den Kopf auf und starrte vor sich hin. Vom Fenster ihres Büros aus blickte sie weit über die Dächer der Kleinstadt in der Nähe von Köln und den Tagebau bis hin zum Waldrand des Villengürtels am Horizont, aber für die tolle Aussicht aus dem vierten Stock des Amtsgerichts hatte sie heute keinen Blick.

Die Nacht war mal wieder um zwei Uhr zu Ende gewesen. Keuchend war sie aus dem Schlaf aufgefahren. Das Herz hatte ihr bis zum Hals geschlagen, und sie erinnerte sich dumpf, dass sie von einer peinlichen Situation bei den Brühler Schlosskonzerten geträumt hatte. Noch während sie benommen versucht hatte, ihren Puls unter Kontrolle zu bekommen, hatte sie auf einmal so zu schwitzen begonnen, dass schließlich alles völlig durchnässt gewesen war. Den Tränen nahe, war sie mitten in der Nacht aufgestanden, um zu duschen und die Bettwäsche zu wechseln. Und danach war ans Schlafen natürlich nicht mehr zu denken gewesen.

»Ich halte das nicht mehr aus«, murmelte sie. »Wie lange soll das noch so gehen?«

»Wie bitte?« Ihr Chef steckte den Kopf durch die Tür. »Haben Sie etwas gesagt, Frau Maaßen? Können Sie mir bitte die Unterlagen zu der Zwangsversteigerung am Fasanenweg herausuchen? Ich wollte mich mit der Materie noch einmal vertraut machen.«

Dani schreckte zusammen. Sie hatte sein Klopfen gar nicht gehört, aber vielleicht hatte er ja auch gar nicht angeklopft, das kam auch schon mal vor. Dr. Martin Emmerich war ein junger, vitaler Chef, und er bildete sich einiges darauf ein, immer wie ein Wirbelwind durch seine Behörde zu fegen.

»Ja, mache ich«, erwiderte sie. »Sie wissen ja Bescheid, oder? Ich muss gleich weg, ich habe einen Arzttermin.«

»Ja, ja, wenn Sie mir nur vorher die Unterlagen geben.«

Dr. Emmerich stand nur zu deutlich im Gesicht geschrieben, was er von Frauen im mittleren Alter hielt, die vergrämt und verschwitzt am Schreibtisch saßen. Besonders schlecht war er für Dani zu ertragen, wenn er sie während der Abteilungsbesprechungen auf ihre Schweißausbrüche ansprach. Einmal hatte er wahrhaftig gesagt: »Liebe Frau Maaßen, wie kommt es nur, dass Sie so schwitzen? Also, das verstehe ich nicht. Hier ist es doch nun wirklich nicht besonders warm!« Dabei hatte er beifallheischend in die Runde gelächelt.

»Blödmann!«, schimpfte Dani leise, als er das Zimmer verlassen hatte. Rasch stand sie auf und suchte ihm die Akte heraus. Dann blickte sie auf die Uhr. Sie musste los. Um elf hatte sie einen Termin bei ihrem Gynäkologen zum jährlichen Check, und sie wollte früh genug da sein, damit sie nicht zu lange im Wartezimmer sitzen musste. Sie fuhr ihren Computer herunter, schob die Unterlagen,

mit denen sie sich gerade beschäftigt hatte, auf einen kleinen Stapel zusammen, griff ihre Tasche und verließ das Büro.

Auf dem Weg zum Fahrstuhl gab sie die Aktenmappe bei Dr. Emmerichs Sekretärin ab. Während sie noch auf den Fahrstuhl wartete, überlegte sie es sich anders und lief stattdessen die Treppe herunter. Es ging zwar nur abwärts, aber selbst das würde im Zweifelsfall mehr Kalorien verbrauchen als Fahrstuhlfahren. Und morgens brachte sie es einfach nicht über sich, die vier Stockwerke zu ihrem Büro hinaufzulaufen, vor allem nicht, wenn die Nacht mal wieder so anstrengend gewesen war. Außerdem hatte sie die Erfahrung gemacht, dass es sowieso nichts brachte. Wenn sie viel Sport trieb, nahm sie nur an Muskelmasse zu. Schlanker wurde sie nach ihrem subjektiven Empfinden davon nicht. Aber ein bisschen Bewegung musste natürlich sein, und es schadete ja auch nicht ...

»Thomas, hast du die Bestellung aus Kandersteg gesehen? Ich habe sie auf deinen Schreibtisch gelegt.«

Thomas Walter schaltete die Kreissäge aus. »Was hast du gesagt, Beat? Die Säge ist so laut.«

Beat Imhof lächelte. »Ja, klar. Entschuldige. Ich habe nur gefragt, ob du die Bestellung aus Kandersteg auf deinem Schreibtisch gesehen hast.«

»Ja, ja. Habe ich gesehen. Unser Auftragsbuch ist langsam voll. Das sind fünf neue Chalets mit Komplettmöblierung, oder? Hättest du etwas dagegen, wenn ich für die Schreinerei noch einen Gesellen einstelle?« Er grinste. »Mein Onkel treibt sich ja lieber auf dem Golfplatz herum, als in der Werkstatt zu stehen.«

»Pass auf, was du sagst!« Beat knuffte seinen Neffen gutmütig. »Schließlich habe ich das Geschäft im Schweiß meines Angesichts aufgebaut.« Er kniff nachdenklich die Augen zusammen. »Aber du hast natürlich recht, schau dich mal nach einer guten Kraft um. Und in der Buchhaltung bräuchten wir ebenfalls noch jemanden. Für deine Tante wird es langsam auch ein bisschen viel.« Lächelnd ließ er seine Hand über das glatte, honigfarbene Holz eines Arvenbretts gleiten. »Ach, übrigens, ich fahre jetzt zum Golfspielen.«

Thomas hob gespielt resigniert die Hände. »Habe ich es nicht gesagt? Ja, ja, fahr du nur – zum Glück hast du ja einen zuverlässigen Partner, der sich um alles kümmert.«

»Ja, da habe ich wirklich Glück gehabt!« Lachend wandte sich Beat Imhof zum Haus, das neben Möbelgeschäft und Schreinerei auf dem weitläufigen Grundstück in Spiez lag.

Es war ein strahlender Tag im Spätherbst. Die Laubbäume um den Thunersee hatten sich schon bunt gefärbt und spiegelten sich im stillen Wasser. Jetzt, am späten Vormittag hatte die Sonne an Kraft gewonnen und die Nebelschleier auf den Wiesen aufgelöst. Der Tag versprach warm zu werden, und Beat Imhof hatte beschlossen, das schöne Wetter zu genießen.

»Willst du nicht mit zum Golfen kommen, Reni? Wer weiß, wie lange sich das gute Wetter noch hält. Das sollten wir ausnutzen«, sagte er zu seiner Frau und gab ihr einen Kuss.

»Ach was, fahr du nur«, erwiderte sie liebevoll und streichelte ihm über die Wange. Sie waren zwar schon seit siebenundzwanzig Jahren verheiratet, aber immer noch glücklich miteinander. »Eigentlich wird es von Tag

zu Tag schöner«, pflegte Beat immer zu sagen. »Je älter wir werden, desto besser verstehen wir uns.«

»Ich werde mich wohl ein wenig hinlegen. Mir ist es heute nicht gut«, meinte seine Frau. »Und außerdem wollte ich für Thomas Älpler-Makkaroni kochen. Die mag er so gerne.« Sie lächelte ihren Mann an. »Und dir verwahre ich eine Portion für heute Abend.«

»Soll ich lieber zu Hause bleiben?«, fragte Beat zögernd. Sie schüttelte den Kopf. »Nein, natürlich nicht«, antwortete sie. »Ich komme schon zurecht. Heute Abend geht es mir bestimmt wieder besser.«

Kurz nach halb eins erhielt er einen Anruf. Sein Neffe war wie immer mittags zum Essen gekommen und hatte Reni leblos auf der Couch im Wohnzimmer vorgefunden. Als Beat nach Hause kam, war auch der Notarzt schon da, aber alle Wiederbelebungsmaßnahmen schlugen fehl. Seine Frau war tot.

Plötzlicher Herztod, lautete die Diagnose. Und nach siebenundzwanzig Jahren Ehe war Beat mit seinem Schmerz und seiner Trauer ganz allein.

Nach der Beerdigung brach er zusammen und vergrub sich in seinem schönen Haus mit Blick auf den See, das ihm auf einmal viel zu groß und leer erschien. Er kümmerte sich nur noch sporadisch um die Schreinerei und das Geschäft, die er nun fast völlig seinem Neffen überließ. Die viele freie Zeit verbrachte er nicht mehr, wie sonst, auf dem Golfplatz oder in den Bergen, sondern zu Hause, wo er unglücklich vor sich hin stierte und schon mittags das erste Glas Bier trank.

Er verwarhlöste zusehends, weil er nicht mehr einsah, wozu er sich morgens waschen und kämmen sollte – er wusste ja nicht einmal mehr, warum er überhaupt auf-

stand –, und er vereinsamte, weil er außer mit seiner Haushälterin, die an den Wochentagen saubermachte und vorkochte, mit kaum jemandem ein Wort wechselte. Die Schönheit der Natur – sonst seine ganze Freude – interessierte ihn nicht mehr, und für das Weltgeschehen hatte er nur ein müdes Achselzucken übrig.

Fast zwei Jahre ging das so, und dann hatte er von sich selbst genug. Eines Morgens wachte er auf und merkte, dass die Vögel zwitscherten. Die Sonne fiel in sein nach Osten gelegenes Badezimmer, und er wandte sich schaundernd ab, als er im Spiegel sein aufgedunsenes, blasses Gesicht mit den Tränensäcken unter den Augen und die fettigen, ungepflegten Haare sah. Er war zweiundsechzig Jahre alt, und auf einmal schien ihm, dass das Leben auch nach dem Tod seiner geliebten Frau etwas für ihn bereithalten könnte. Wem war damit geholfen, wenn er sich so gehen ließ?

Kurz entschlossen ging er unter die Dusche, wo er sich zum ersten Mal seit langem wieder einer gründlichen Reinigung unterzog. Er rasierte sich und stutzte sogar die Haare in Nase und Ohren, was er sonst nur ganz, ganz selten tat. Dann zog er sich mit äußerster Sorgfalt an und kochte sich einen Kaffee, weil die Haushälterin noch nicht da war. Beim Frühstück las er Zeitung und anschließend machte er Termine beim Friseur und bei seinem Hausarzt. Zum Glück klappte es bei beiden noch am selben Tag, so dass er es sich nicht mehr anders überlegen konnte. Und nach einer gründlichen Untersuchung und einem langen Gespräch mit seinem Arzt buchte er am Nachmittag vierzehn Tage Fastenwandern in einem kleinen Kurhotel im Schwarzwald, nicht weit von der Schweizer Grenze entfernt. Es war wesentlich preiswer-

ter als vergleichbare Hotels in der Schweiz und befand sich zudem in der Nähe eines schön gelegenen Golfplatzes. Es wäre doch gelacht, dachte er bei sich, wenn ich mich nicht wieder auf Vordermann bringen könnte. Und ein bisschen Tapetenwechsel kann ebenfalls nicht schaden.

Die Praxis von Danis Frauenarzt lag idyllisch in einem der kleinen Orte, aus denen die Großgemeinde bestand, direkt gegenüber vom Schlosspark. Dani ging schon seit Jahrzehnten zu Dr. Hausmann. Er war bereits in den Schwangerschaften ihr Arzt gewesen, und sie waren sozusagen alt miteinander geworden. Sie vertraute ihm, und er hatte sich über die Jahre auch als kompetenter Gesprächspartner in persönlichen Fragen bewährt.

Als sie sich das erste Mal bei ihm beschwert hatte, dass sie einfach immer weiter zunahm, ohne etwas dagegen tun zu können, hatte er nur gelacht und gesagt: »Liebe Frau Maaßen, wir werden alle nicht jünger. Ich muss mich auch sehr anstrengen, um mein Gewicht zu halten.«

Das war ein schwacher Trost, dachte Dani jetzt. Und Dr. Hausmann sah auch nicht so aus, als ob er so unter den Wechseljahren leiden würde wie sie. Männer sowieso nicht. Ach, es war alles so ungerecht!

Außer ihr saßen nur zwei schwangere Frauen im Wartezimmer. Die eine war schon ein bisschen älter. Unwillkürlich überlegte Dani, wie es wohl wäre, wenn sie jetzt noch ein jüngeres Kind, womöglich im schulpflichtigen Alter, hätte. Aber zum Glück waren ihre Kinder ja schon erwachsen, und vor allem hatte sie ihren süßen kleinen Finn, auf den sie zweimal in der Woche nachmittags

aufpasste, um ihre Schwiegertochter ein wenig zu entlasten, die von zu Hause aus arbeitete. Das war das Gute an Enkelkindern – man konnte sie wieder abgeben, wenn es anstrengend wurde. Aber diese späten Mütter – die Armen, sie ahnten wahrscheinlich nicht, wie anstrengend das Leben mit Kindern sein konnte. Die schlaflosen Nächte waren ja nur der Anfang. Schauernd wandte Dani sich ab.

»Und, wie geht's?«, fragte Dr. Hausmann, als sie vor seinem Schreibtisch saß. »Irgendwelche besonderen Vorkommnisse?«

»Nein, eigentlich nicht«, erwiderte Dani zögernd. »Es ist nur, in der letzten Zeit sind meine Klimakteriums-Beschwerden immer schlimmer geworden. Ich schlafe keine Nacht mehr, und die Schweißausbrüche werden immer häufiger und heftiger. Als Hitzewallungen kann man das langsam schon nicht mehr bezeichnen. Das sind eher Tropenstürme. Wenn es losgeht, läuft mir das Wasser wie ein Sturzbach aus den Haaren.«

Insgesamt befürchtete sie ja, dass die Heftigkeit ihrer »Zustände« etwas mit ihrem Alleinsein zu tun hatte – ihre Freundinnen, die im Gegensatz zu ihr alle noch einen Partner hatten, hatte es bei weitem nicht so schlimm getroffen wie sie.

»Wahrscheinlich spielen meine Hormone einfach verrückt«, fügte sie hinzu. »Aber ob eine Hormontherapie die richtige Lösung wäre ...?« Unglücklich sah sie Dr. Hausmann an. Sie kannte ja seine Antwort schon.

»Nein«, erwiderte der Arzt in bestimmtem Tonfall. »Auf gar keinen Fall. Der Zusammenhang zwischen Brustkrebs und Hormonen ist nicht gesichert, das Risiko möchte ich auf keinen Fall eingehen.«

»Tja«, sagte Dani und schob sich eine Strähne ihrer feinen, dunkelbraunen Haare hinter die Ohren. »Sie haben ja recht, ich traue mich sowieso nicht. Nicht auszudenken, wenn ich zu alledem auch noch Brustkrebs bekäme. Aber es ist nicht nur, dass ich schlecht schlafe. Ich habe auch immer häufiger Herzrasen, und manchmal habe ich das Gefühl, depressiv zu werden.« Unsicher kaute sie auf ihrer Unterlippe und schaute Dr. Hausmann an.

»Ja, soll ich Sie schon wieder zum Kardiologen überweisen?«, fragte er und blickte sie ein wenig ratlos an. »Sie waren doch erst vor ...« Er schaute auf ihre Patientenakte. »... einem Dreivierteljahr da. Herzrasen kommt zwar während des Klimakteriums häufiger vor, aber es kann natürlich auch andere Ursachen haben.«

»Nein, nein«, wehrte Dani ab, »das haben wir ja bereits alles abgeklärt.« Na ja, sie hatte ja schon geahnt, dass es nichts bringen würde, das Thema anzuschneiden. Tapfer zwang sie sich zu einem Lächeln. »Und Sie sollen mir auch keine Antidepressiva verschreiben. Ich dachte bloß, ich spreche es mal an, vielleicht gibt es ja irgendwelche neuen Erkenntnisse. Ich finde meine Zustände im Moment wirklich anstrengend.« Sie warf ihm einen leicht verzweifelten Blick zu. Dass sie außerdem gefühlt jeden Tag ein Kilo zunahm, hatte sie ihm gar nicht erzählt. Dann kam ja doch bloß wieder so ein beschwichtigender Satz. Er konnte eben, wie die meisten Männer, einfach nicht mit dem Thema umgehen. Eine Ärztin würde sie wahrscheinlich besser verstehen, aber sie hatte auch keine Lust mehr, sich jetzt noch eine neue Praxis zu suchen.

»Nein«, sagte er, »nein, leider keine neuen Erkenntnisse. Gegen die Stimmungsschwankungen kann ich Ihnen Johanniskraut empfehlen ...« Er schwieg, dann fügte er

in verschwörerischem Tonfall hinzu: »Sie können es aber auch lassen. Eigentlich müssten Sie das Zeug tonnenweise schlucken, damit es eine Wirkung hat. Genau dasselbe gilt für diese ganze Produktpalette von Sojakapseln bis hin zu Rotklee. Die Wirkung ist wissenschaftlich überhaupt nicht erwiesen.« Er lächelte väterlich. »Wenn Sie können, fahren Sie am besten in Urlaub«, schlug er dann vor. »Ablenkung ist immer gut. Und bei depressiven Verstimmungen wirkt ein Aktivurlaub in der Sonne manchmal Wunder.«

Dani erwiderte sein Lächeln zaghaft. Er war wirklich ein netter Mann und ganz sicher auch ein kompetenter Arzt, aber in ihrer Notlage konnte er ihr offenbar nicht helfen. Resigniert verabschiedete sie sich.

Ihr Auto stand auf dem Parkplatz neben der Praxis, aber Dani hatte noch keine Lust, wieder ins Büro zu fahren. Außer Zwangsversteigerungen, ihrem Fachgebiet, wartete dort nichts auf sie, und der Gedanke daran heiterte sie nicht gerade auf.

Spontan beschloss sie, ihre Mittagspause auszudehnen, und ging durch die Allee mit den alten, hohen Bäumen auf das Schloss zu. Dort gab es ein schönes Café mit Tischen im Innenhof. Das Wetter war viel zu schön, um sich wieder hinter dem Schreibtisch zu vergraben. Sie würde sich einen Cappuccino gönnen und sich noch ein wenig in die Sonne setzen. Vielleicht genehmigte sie sich auch ein Stückchen Kuchen.

Sie presste die Lippen zusammen. Besser nicht, dachte sie, sonst hast du gleich wieder ein Kilo drauf.

Oh, wie sie es hasste, bei jeder Nahrungsaufnahme darüber nachdenken zu müssen, ob sie es sich jetzt leisten konnte oder nicht. Früher hatte sie sich nie Gedan-

ken darüber machen müssen. Natürlich hatte sie in den Schwangerschaften zugenommen, aber danach war sie auch immer wieder schlank geworden. Schließlich war sie nicht unsportlich. Als junge Frau hatte sie Tennis gespielt, und auch heute noch bewegte sie sich gerne. Selbst nach ihrer Scheidung war sie nicht in Lethargie verfallen.

Nein, dachte sie jetzt bitter, aber irgendwie ist die Lethargie mittlerweile in mich verfallen. Sie schob die Unterlippe vor. Blöde war das alles, saublöde. Aber nur nicht im Selbstmitleid versinken, mahnte sie sich. Sie würde es sich jetzt gutgehen lassen. Blinzeln schaute Dani zu den Baumkronen hinauf. Sonnenstrahlen fielen durch das frische grüne Laub. Ganz in ihrer Nähe ertönte das Klopfen eines Spechts, und sie blieb einen Moment stehen, um sich nach dem Vogel umzusehen. Da, hoch oben an einer alten Buche, saß ein Buntspecht und hämmerte auf der Suche nach Futter gegen die Rinde. Danis Augen füllten sich mit Tränen, die sie verärgert wuschelte. Selbst die Schönheiten der Natur brachten sie zum Weinen. Dumme, sentimentale Kuh!, dachte sie aufgebracht.

Das Café war gut besucht. Eine kleine Gruppe von Rentnern, die offensichtlich einen Fahrradausflug an der Erft entlang machten, besetzte zwei Tische. Sie hatten ihre Helme neben die Stühle auf den Boden gelegt und unterhielten sich lebhaft. Unwillkürlich musste Dani lächeln. Es machte sicher Spaß, in der Gruppe am Fluss entlang zu radeln. Der Radweg war über die gesamte Strecke ausgebaut, und man konnte ohne weiteres von der Quelle, die in der Eifel lag, bis nach Neuss fahren, wo das Flüsschen in den Rhein mündete. Das müsste ich eigentlich auch mal machen, dachte Dani. Aber so viel Zeit hatte sie leider nicht. Sie war ja noch berufstätig. Und

auch wenn sie sich manchmal schon uralt vorkam, sie wurde ja gerade mal 55. Außerdem hatte sie keinen Partner, und ihre Freundinnen waren für ein solches Projekt viel zu beschäftigt. Schließlich waren sie ja auch nicht alleine wie sie. Wenn sie pensioniert war, konnte sie sich zumindest so einem Fahrradclub anschließen. Allerdings fragte sie sich manchmal, ob sie das Rentenalter überhaupt noch erreichen würde. Wo sollte das noch enden, wenn sie sich jetzt schon so schlecht fühlte?

Sie schaute sich um. Zwei weitere Tische waren mit Einzelpersonen besetzt, aber da hinten in der Ecke, an den Rosenrabatten am Rand des Rasens, war noch ein kleiner Tisch frei.

Das kleine Café, das sich in den ehemaligen Stallungen des Schlosses befand, war urig. In dem Verkaufsraum, der noch den groben, über Jahrhunderte glatt getretenen Steinfußboden der ehemaligen Stallanlage aufwies, gab es eine kleine Theke mit selbstgebackenem Kuchen, meistens zwei oder drei verschiedene Sorten. Hier konnte man auch den Kaffee bestellen, der im Nebenraum frisch aufgebrüht wurde. Gegenüber der Theke waren lange, niedrige Holzstellagen, auf denen in Körben je nach Jahreszeit alte Apfelsorten, Obst und Gemüse zum Verkauf angeboten wurden.

Der Park mit seinen seltenen Bäumen und Pflanzen und der biologisch-dynamische Obst- und Gemüseanbau waren ein wichtiger Erwerbszweig für die Schlossbesitzer, die das alte Schloss schon lange nicht mehr bewohnten. Der Braunkohlentagebau hatte das Gebäude ernsthaft beschädigt, und in den Jahren des Streits um die Kosten für die Restaurierung war es so verfallen, dass wahrscheinlich nie wieder jemand darin wohnen konnte.

Schade, aber wahrscheinlich fehlte es an allen Ecken an Geld. Zumindest jedoch das Café war etwas ganz Besonderes, auch wenn sich wahrscheinlich keine großen Reichtümer damit verdienen ließen. Wenn die Sonne schien, saß man angenehm unter großen Marktschirmen im Burghof, und bei schlechtem Wetter hatte man die Wahl zwischen dem gemütlich eingerichteten Café-Raum oder der angrenzenden Bibliothek mit ihren alten Ledersofas und -sesseln und den deckenhohen Regalen, in denen von klassischer Literatur bis hin zu Trivialromanen, die Gäste dagelassen hatten, alles zu finden war.

Jetzt stand sie vor der kleinen Theke, bestellte einen Cappuccino und wählte ein Stück Schokoladenkuchen. »Haben Sie auch Sahne?«, fragte sie kurz entschlossen.

»Ja, sicher«, sagte die Bedienung freundlich. »Ich schlage Ihnen rasch welche.«

Als sie anderthalb Stunden später wieder an ihrem Schreibtisch saß, war es dann doch noch ein ganz schöner Tag geworden. Zügig erledigte Dani die anfallenden Arbeiten und genoss die Tatsache, dass ihr Büro am Nachmittag auf der sonnenabgewandten Seite lag.

In Zukunft würde sie sich öfter solche kleinen Fluchten gönnen, nahm sie sich vor. Es musste ja nicht immer Schokoladenkuchen mit Sahne sein – schließlich gab es auch kalorienärmere Freuden.

2.

Nina hasste es, langsam zu gehen. Es machte sie nervös, Zeit zu haben, ohne sie produktiv nutzen zu können. Jetzt schlich sie schon eine geschlagene Stunde neben ihrer Mutter her, und sie waren noch nicht so besonders weit gekommen. Seit wann bewegte sich ihre Mutter eigentlich so langsam? Stirnrunzelnd betrachtete Nina die aprikosenfarbenen Löckchen auf dem Kopf ihrer Mutter und schob stützend die Hand unter ihren Arm.

»Möchtest du mal eine Pause machen, Mama?«, fragte sie. Helene Ludwig blickte auf. Sie machte einen angestrengten Eindruck und atmete ein wenig schwer, aber ihre braunen Augen blitzten so wach wie eh und je. »Warum? Kannst du nicht mehr?«, fragte sie ihre Tochter.

Nina verdrehte die Augen. »Ich hatte eher den Eindruck, dir wird es zu viel«, sagte sie und schob ihre Sonnenbrille auf den Kopf. »Es war ja auch eine Schnapsidee, bei dieser Hitze gleich mit dem Dresden-Rundumschlag zu beginnen. Aber es konnte ja kein Mensch ahnen, dass es im April schon so heiß ist. Jetzt, wo wir uns den Zwinger angesehen haben, sollten wir vielleicht erst einmal was trinken gehen. Und ehrlich gesagt habe ich auch ein bisschen Hunger.«

Helene Ludwig hatte sich schon seit langem eine Reise nach Dresden gewünscht. »Da möchte ich noch einmal

hin, bevor ich sterbe«, hatte sie immer gesagt. »Jetzt nach der Restaurierung muss es da doch wirklich wunderschön sein.«

Daraufhin hatten Nina und ihre Geschwister ihr die Reise zum achtzigsten Geburtstag geschenkt. Was hätten sie ihr auch sonst schenken sollen, die Mutter hatte ja alles, was sie brauchte. Und mit ihrem großen Hobby, den Engeln – hilfreiche, himmlische Wesen, mit denen Helene seit dem Tod des Vaters ausgiebig kommunizierte –, konnte keines der vier Kinder etwas anfangen. Da traf es sich gut, dass Nina mit ihrer Rudertruppe eine Wanderfahrt von Dresden nach Magdeburg plante, so dass sie drei Tage vor Beginn der Rudertour schon mit ihrer Mutter nach Dresden fliegen konnte. Sonst hatte natürlich mal wieder keiner Zeit gehabt mitzukommen. Die Zwillinge jetteten durch die Weltgeschichte und waren nie da, und ihr Bruder schützte wichtige Geschäftstermine vor. Zum Glück hatte er sich wenigstens bereit erklärt, Mutters Apricot-Pudel für die paar Tage in Pflege zu nehmen. Dass er das später widerrief, hatte niemand anders erwartet, aber wenn Helene von vornherein gewusst hätte, dass Benny dann doch in die Hundepension abgeschoben würde, wäre sie wahrscheinlich gar nicht erst mitgekommen. Und mit Hund *und* Mutter wäre Nina auf keinen Fall verreist. No way! Das tat sie sich nun wirklich nicht an. Vielleicht hätte ich Mutter einfach Isa und Ana mitgeben sollen, dachte Nina jetzt leicht genervt. Wo waren die beiden im Moment noch mal? Buenos Aires? Oder Rio de Janeiro? Ach, egal! Das war so typisch! Immer blieb alles an ihr hängen! Na ja, hier war es ja auch ganz schön. Und morgen war sie ihre Mutter ja wieder los, und dann begann endlich die Ru-

dertour. »Guck mal, da vorne«, sagte sie. »Das Lokal sieht doch nett aus. Da setzen wir uns jetzt auf die Terrasse und trinken was. Okay?«

Helene Ludwig verzog missmutig das Gesicht. »Wie du willst«, sagte sie spitz. »Ich hätte auch noch weiterlaufen können. Ein Hund hält eben doch fit, da siehst du mal. Ihr Ruderer seid ja wohl nicht so gut zu Fuß. Aber ich verstehe sowieso nicht, was du an diesem Sport findest«, fügte sie abfällig hinzu.

Nina machte den Mund auf, um zu protestieren, besann sich dann aber eines Besseren und klappte ihn resigniert wieder zu. Sollte ihre Mutter doch denken, was sie wollte. Ein Streit verdarb ihnen beiden nur die Freude an der gemeinsamen Kurzreise. Außerdem redete Helene sowieso schon weiter.

In behelndem Tonfall sagte sie: »Ich habe heute früh noch zu Uriel um Kraft gebetet. Das mache ich jeden Tag. Aber ihr jungen Leute glaubt ja nicht an die Lichtwesen.« Für jemanden, der so eifrig mit Engeln kommunizierte und so fest daran glaubte, dass die Lichtwesen jederzeit um einen waren, war ihre Mutter allerdings oft erstaunlich missmutig.

Nina zählte im Stillen bis zehn, aber sie musste doch unwillkürlich grinsen. »Du hättest ja für mich mit beten können«, meinte sie sarkastisch. »Und was Benny angeht, kannst du es ruhig zugeben«, sagte sie, »die meiste Zeit lässt du ihn doch in den Garten. Von wegen viel Bewegung und fit. Also, keinen Ton mehr, jetzt setzen wir uns erst einmal! Aber geraucht wird nicht!«, fügte sie warnend hinzu.

Ihre Mutter warf ihr einen verweisenden Blick zu. »Du solltest langsam wissen, dass ich in der Öffentlich-

keit nicht rauche«, erwiderte sie spitz. »Ich bin ja schließlich nicht süchtig.«

Nina verdrehte die Augen, erwiderte aber nichts. Letztendlich war es ja egal. Helene Ludwig rauchte seit über sechzig Jahren, und sie war kerngesund. Jetzt, mit achtzig, brauchte sie auch nicht mehr aufzuhören, fand Nina.

Sie organisierte einen Tisch mit Blick auf die Frauenkirche. Der Flug war wider Erwarten witzig gewesen. Helene hatte seit Jahrzehnten keine Flugreise mehr gemacht und jede einzelne Minute genossen. Als sie ausstieg, strahlte sie den Purser an, der am Ausgang stand. »Sagen Sie dem Kapitän einen schönen Gruß. Er ist wunderbar geflogen. Ich weiß, wovon ich rede, mein Mann war nämlich auch Pilot! Zwar nur Sportflieger, aber er hat mich oft mitgenommen!«

Zunächst hatte Nina verlegen gelächelt, wie sie es meistens bei Äußerungen ihrer Mutter tat, aber dann fand sie es eigentlich putzig, dass ihre alte Mutter solche Dinge sagte. Alle anderen taten immer so cool, als ob sie das Flugzeug wie einen Bus benutzten, und Mama empfand das Fliegen wenigstens noch als etwas Besonderes, was es ja eigentlich auch war. Der Purser freute sich offenbar auch, denn er erwiderte freundlich: »Das ist aber nett von Ihnen, gnädige Frau! Ich werde es ihm gerne ausrichten.« Kurz hatte Nina befürchtet, dass ihre Mutter noch irgendwas mit Engeln hinzufügen würde – immerhin lebten sie ja wohl im Himmel –, aber zum Glück erwähnte sie ihre geliebten Lichtwesen nicht.

Ansonsten jedoch nahm sie kein Blatt vor den Mund. Im Taxi zum Hotel saß sie vorne neben dem Fahrer, und als eine Gruppe von Frauen mit Kopftüchern an der Am-

pel die Straße überquerte, sagte der Mann in breitestem Sächsisch: »Überall nur diese Moslem-Weiber mit ihren Kopftüchern, das ist ja schrecklich! Wenn's nach mir ginge, kämen solche Leute überhaupt nicht hier herein! Bei Adolf hätte es das nicht gegeben.«

Nina, die hinten saß, überlegte noch, ob sie wohl richtig gehört hatte, als ihre Mutter sich auch schon so ruckartig im Sitz aufrichtete, dass ihre Löckchen wippten, und empört sagte: »Und wenn's nach mir ginge, dann dürften Leute wie Sie so etwas nicht ungestraft von sich geben! Was denken Sie sich denn eigentlich! Nazis haben wir genug gehabt, die können wir hier nicht brauchen, und wir wollen sie auch gar nicht!«

Holla, dachte Nina, das wäre jetzt eigentlich mein Part gewesen. Sie verdiente ihren Lebensunterhalt damit, dass sie im Büro des Oberbürgermeisters saß und ihm Reden und Grußworte schrieb, und war immer davon ausgegangen, dass sie eine Person mit Zivilcourage war. Aber wenn sie ehrlich darüber nachdachte, äußerte sie sich letztlich immer nur nach allen Seiten abgesichert, wie auch ihre Reden ja erst noch von mindestens drei Mitarbeitern im Büro gegengelesen werden mussten.

Wohl doch nicht so viel Zivilcourage, dachte sie leicht resigniert, sagte aber von hinten pflichtschuldig: »Ja, genau, Mama!«

Der Fahrer schwieg und konzentrierte sich auf den Verkehr, aber Nina sah im Rückspiegel, wie er ihrer alten Mutter einen giftigen Blick von der Seite zuwarf.

Als sie ausgestiegen waren – Trinkgeld hatte es natürlich keins gegeben –, sagte Nina: »Mann, Mama, alle Achtung! Ich hatte noch gar nicht kapiert, was der Typ

gesagt hat, als du ihm schon Kontra gegeben hast. Ich bin mir nicht mal sicher, ob ich mich das getraut hätte.«

»Das ist doch keine Frage des Trauens«, erwiderte Helene. Sie wirkte äußerst zufrieden mit sich und der Welt. »Solchen Leuten musst du sofort über den Mund fahren, sonst glauben sie am Ende noch, sie hätten recht! Erzengel Gabriel sagt das auch immer.«

»Ach was! Das hätte ich den Engeln gar nicht zugetraut«, sagte Nina verblüfft. »Ganz schön lebensnah!«

Sie hatten einen schönen Tisch im Halbschatten mit Blick auf die Frauenkirche ergattert, und Nina war über sich selbst hinausgewachsen. Obwohl sie es eigentlich wegen der ganzen Zusatzstoffe nicht vertrug, hatte sie jeden Gedanken an gesunde Ernährung fahrenlassen und für sich und ihre Mutter Königinpastetchen bestellt. Das war Helenes Leibgericht, und obwohl Nina seit ein paar Jahren, genauer gesagt, seit dem Beginn der Wechseljahre, aufpassen musste, was sie zu sich nahm, mochte sie das Gericht eigentlich ganz gerne, auch wenn die Pastetchen industriell gefertigt waren und das Kalbsfrikassee samt Erbsen und Champignons nur aus der Dose kam.

Sie gab reichlich Worcestersauce darüber und bemühte sich redlich, ein unverfängliches Gespräch in Gang zu halten. Ihr Verhältnis zu ihrer Mutter war noch nie einfach gewesen. Schon als Kind hatte Nina sich von ihr missachtet und zurückgesetzt gefühlt, und vielleicht war das auch nicht so ganz unberechtigt gewesen. Sie waren so unterschiedlich, dass sie nur wenig Verständnis füreinander hatten, ein Umstand, der sich noch verschärft hatte, als Ninas Vater starb und die Mutter niemanden mehr hatte, der ihre Launen abfing. Erstaunlicherweise

hatte sie nach seinem Tod ihre Vorliebe für Engel entdeckt, und Nina, die mit Esoterik überhaupt nichts anfangen konnte, schaute peinlich berührt zu, wie ihre Mutter immer wunderlicher wurde. Einerseits war sie froh, dass die Fürsorge für die Mutter nicht an ihr hängenblieb, aber dass sie mit Engeln sprach, machte sie nach Meinung ihrer Tochter nicht umgänglicher. Sie war und blieb in Ninas Augen einfach eine schwierige Person. Nina war es erst in den letzten Jahren gelungen, sich nicht mehr ständig mit ihr zu streiten, und selten gingen ihre Gespräche über Belanglosigkeiten hinaus. Sie tat sich immer schwerer damit, Themen zu finden, über die sie sich mit ihrer Mutter ganz normal unterhalten konnte. Allein schon deshalb konnte sie Anlässe wie diese gemeinsame Fahrt rot im Kalender anstreichen. Und ihre Geschwister sollten ihr wirklich einen Verdienstorden dafür verleihen, dachte sie bei sich. Sie wussten sicher gar nicht zu würdigen, was sie da auf sich genommen hatte!

»Dani wird übrigens in vier Wochen fünfundfünfzig«, sagte sie jetzt zu ihrer Mutter.

»Ach ja«, sagte ihre Mutter versonnen und ließ das Besteck sinken. »Jetzt seid auch ihr schon alt. Ach, ich weiß noch genau, wie ich fünfundfünfzig war. Das war eine schöne Zeit«, fügte sie ein bisschen zusammenhanglos an. »Ja, ja, gestern wart ihr noch Kinder und heute seid ihr schon erwachsen. Wie die Zeit vergeht. Hat Dani Probleme mit dem Alter? Soll ich mal mit Metatron darüber sprechen?«

Nina verschluckte sich fast an einem Bissen Kalbfleisch. »Deswegen habe ich es nicht erwähnt«, sagte sie hustend. »Was hat denn Metatron damit zu tun? Und was heißt

hier Alter? Für Dani ist es einfach nur ein wichtiger Geburtstag. Sie will groß feiern, und wir wissen noch nicht, was wir ihr schenken sollen. Hast du vielleicht eine Idee? Du kennst sie doch schon genauso lange wie ich.«

»Wer ist wir?«, fragte ihre Mutter.

»Die Mädels und ich«, erwiderte Nina.

»Ach so, ja«, sagte die Mutter abfällig. »Euer Frauenclubbchen. Also, ich konnte ja mit anderen Frauen nie viel anfangen. Ich war eher mit Männern befreundet, da konnte man sich doch ganz anders unterhalten.«

Nina verzog genervt das Gesicht. »Hör auf, Mama«, sagte sie gereizt. »Und weil du mit Frauen nie klargekommen bist, hast du jetzt auch keine Freundin, mit der du was unternehmen kannst.« Sie wusste, dass es falsch war, aber die kleine Spitze konnte sie sich nicht verkneifen.

Aber Helene ließ sich nicht beirren. Was sie nicht hören wollte, hörte sie nicht, und was sie nicht wissen wollte, interessierte sie auch nicht. »Ach, Freundinnen!«, sagte sie lässig. »Die wären ja jetzt sowieso schon alle tot. Ich finde es einfach ein bisschen seltsam, dass ihr alle keinen Mann habt. Katrin ist die einzig Normale bei euch.«

»Was redest du denn da?«, erwiderte Nina erschöpft. Manchmal fand sie die Mutter ein bisschen verwirrt. »Ariane ist mit Eberhard verheiratet, ich habe einen Mann, und ...«

»Ach was, dieser junge Spund ist doch kein Mann ...«

»Mama«, unterbrach Nina sie entschlossen, »das ist jetzt nicht unser Thema.« Sie hatte wirklich keine Lust, mit Helene über ihre Beziehung zu David zu diskutieren. »Wie du dich vielleicht erinnerst, habe ich dich vor zwei Minuten um Rat gefragt, ob du vielleicht eine Idee hast,

was die Mädels und ich Dani zum Geburtstag schenken können.«

»Die Mädels«, das »Frauen-Clübchen«, wie Helene Ludwig es verächtlich nannte, war eine charmante Umschreibung für die vier Freundinnen, die seit Jahren die meisten Unternehmungen gemeinsam machten.

Daniela, Dani, war Ninas älteste Freundin. Sie konnten sich seit frühester Kindheit, seit den Tagen, als Ninas Mutter es kurz nach dem Umzug aus der Großstadt Köln in das kleine Braunkohlendorf am Rande der Eifel für richtig gehalten hatte, ihre vierjährige Tochter ausgestattet wie ein Modepüppchen, mit kariertem Kleidchen und spitzenbesetztem Pumphöschen, in den Dorfkindergarten zu schicken, damit die Kinder dort mal sehen konnten, wie schick man in der Stadt angezogen war. So modische Kleidung kannte man jedoch damals auf dem Land nicht, und zu Ninas Entsetzen legte sich ein Kind nach dem anderen vor ihr auf den Boden, um das farblich zum Kleid passende Pumphöschen zu bewundern. Noch nicht einmal die Kindergärtnerin, Tante Hedi, schritt ein. Im Gegenteil, sie sah lächelnd zu. Es hätte nur noch gefehlt, dass auch sie sich auf den Boden gelegt hätte, um besser sehen zu können. Nur die kleine Dani mit den langen Zöpfen und den großen schokoladebraunen Augen in dem runden Gesicht nahm an dem allgemeinen Aufstand nicht teil. Sie verscheuchte die anderen, ergriff Ninas Hand und fragte sie, ob sie mit ihr malen wollte. Und Nina, die schon damals eigentlich eher gewöhnt war, den Ton anzugeben, war so verschreckt von den dörflichen Unsitten, dass sie das Angebot dankbar annahm. So begann ihre Freundschaft, die nun bereits über ein halbes Jahrhundert andauerte.